

Nachdruck verboten.

18]

Der Unkenteich.

Roman von Gertrud Franke-Schiebelbein.

Vor Venes Ohren brauste das Blut wie Sturmgeheul. Dann wurde es seltsam still und leer in ihrem Kopf. Weißer Nebel, weißes Nichts. Nur ein dämmernder, sich allmählich lösringender Gedanke.

„Siehst Du, siehst Du?“ Ein herzerreißendes Lächeln guckte um ihre weißen Lippen. „Das hab' ich ja gleich gesagt. Aber Du — Du wolltest es nicht glauben. Und, siehst Du, wenn ich nun stirbe —“

„Dummes Zeug!“ brauste er auf. Die Neue hatte ihn schon gepaßt. Die alte Liebe regte sich.

„Oder.“ murrte sie, auf ihr Ziel losgehend wie Winkelried auf den Lanzenwald, den er sich in die Brust drückte, „oder Du würdest auf eine andre Weise — wieder frei.“

„Venel!“ schrie er gequält, „wir beide gehören nun 'mal zusammen! Wir haben das Verbrechen begangen, Leben zu erwecken. Deshalb müssen wir, wie zwei zusammen-geschmiedete Totschläger, bis ans Ende auf unsrer Galeere miteinander aushalten.“

„Nicht wahr, in der Stadt haben sie eine schlechte Meinung von mir?“ fragte sie leise.

Er dachte daran, daß sie sie für eine Verworfenen hielten. „Das Weib kommt in diesen Dingen immer schlechter fort.“ sagte er achselzuckend.

„Sie machten's vielleicht glimpflicher mit Dir, wenn ich nicht da wär.“ flüsterte sie kaum verständlich. Die Stimme war ihr wie gestorben in der Brust.

„Nun ja, dem Manne verzeiht man eher.“ rief er ungeduldig. „Aber nun ist's genug. Nun komm' endlich über die Sache fort!“

„Gut.“ sagte sie mit festem, starkem Ton.

Sie waren zu Hause und gingen still und arbeitsam nebeneinander hin wie sonst. Richard bereitete sich auf den nächsten Schultag vor und las in seinen Fachzeitschriften. Vene versorgte Mann und Kind, that die Wirtschaftsarbeit und nähte für den Kleinen ein neues Kittelchen. Alles sah harmlos, alltäglich und friedlich aus. Die junge Frau schien unverändert ruhig und ernst wie immer. Aber sie selbst kannte sich nicht mehr. Sie war sich wie eine Fremde mit ihren neuen, fremden Gedanken.

Sie wußte jetzt, was Verzweiflung ist.

Es war bei ihr kein wildes, rasendes Aufbegehren, kein Schreien und Toben und Hader. Das lag nicht in ihrer Natur, die immer Maß und Ziel hielt. Es war die schlimmste Form der Verzweiflung, die klar bewußte, ohne Illusion, ohne den Hoffnungsfunkel: Du täuschst Dich, es kann ja noch gut werden. Die Art, die die großen Entschlüsse gebiert, die Kräfte erweckt und reißt, von denen man selber keine Ahnung hat, Kräfte, vor denen einem graust, wenn sie aus dunkler Tiefe aufsteigen und Leben gewinnen, und die bebende Seele ausfüllen.

Der Gedanke, der ab und zu in Vene aufgetaucht war wie eine Bahndee, die vor der Rückkehr der Vernunft sich spurlos verflüchtigt, er trat auf einmal als Allesbeherrscher, als Forderung auf, vor der es kein Zurückweichen gab.

Er saß in ihrer Seele wie ein Dorn. Bei allem, was sie anfaßte, was sie begann, stach sie sich blutig an ihm. Sie wollte lesen, um ihn auf eine Weise loszuwerden. Aber als sie nun endlich still saß, wurde es schlimmer als zuvor. Und dann kam die Nacht, die stille, schwarze, endlose Nacht.

Richard, von der Anstrengung des langen Marsches übermüdet, schlief, kaum daß er in den Kissen lag. Von der gegenüberliegenden Wand tönten seine kräftigen, regelmäßigen Atemzüge.

Dicht neben ihrem Bett stand der Wagen des Kleinen. Unhörbar hob und senkte sich die zarte Brust. Sie mußte sich tief zu ihm hinabbeugen; dann streifte sein süßer Hauch ihr Gesicht. Eine seine Wärme stieg von ihm auf, und sie trank die Lebensregungen des geliebten Geschöpfes in sich hinein wie einen Seelenbalsam. Wenn sie das nicht gehabt hätte, sie wäre gestorben in den Qualen dieser Nacht.

Ganz still, wie abgeschlossen, die Hände auf der Brust gefaltet, lang ausgestreckt, daß ihre Füße die Bettwand berührten, lag sie Stunde um Stunde.

Es war eine Nacht, die sie nie wieder vergaß in ihrem Leben.

Die große That wollte in ihr geboren werden, und sie lag und rang und kämpfte. Und immer wieder versagte ihr die Kraft dazu, und immer aufs neue begannen Kämpfe und Schmerzen, bei denen ihr die Seele aus den Jugen gehen wollte.

Aber einmal mußte es doch geschehen. So ging es ja nicht weiter mit ihnen.

Sie sah es klar und deutlich: er verband die Schande einer Abstrafung nie. Auch ihr würde er es nie verzeihen, daß sie die Ursache seiner Bönitzung geworden war. Das lag in seiner Natur. Jetzt schon — da noch nichts entschieden war und er sich oft übermenschlichen Zwang anthat, sie nicht entgelten zu lassen, was ihm da draußen im großen Unkenteich geschah —, schon jetzt lebte er neben ihr in stummem Groll, in unbewußter Feindseligkeit.

Wie sollte das erst werden, wenn das Schlimme kam, das er so qualvoll gespannt erwartete? Und wenn dann die Not käme, wenn sie brotlos würden und er mit Lohnarbeit sie alle erhalten sollte? Er — ein solcher Mensch! Er, der ganz gewiß ein Reformator geworden wäre in seinem Fach, einer von den großen Menschheitslehrern.

Nein, es mußte sein. Sie durfte ihm keine Fessel werden. Alles wurde gut, nahm für ihn ein besseres Gesicht an, wenn sie aus seinem Leben verschwände. Ja, vielleicht — und das leuchtete auf einmal in ihr auf wie eine Feuerbrunst, so daß sie emporfuhr und kernengerade, mit klopfendem Herzen im Bette saß —, vielleicht fiel das Urteil günstiger aus, vielleicht nahmen sie ihn zu Gnaden auf, wenn er sie nicht länger als Ballast mitschleppte.

Mit klappernden Zähnen, zitternd vor Frost, saß sie im dünnen Nachthemd aufrecht in der kalten Kammer. Sie merkte es gar nicht, daß sie froz, über dem inneren Frieren, dem kalten, starren Entsetzen, das ihr durchs Herz kroch.

Immer gewisser wußte sie, was sie zu thun habe. Immer näher rückte ihr der furchtbare Entschluß. Sie horchte auf ihn. Es schien ihr fast Wahnsinn, ihn ernsthaft zu bedenken. Wer ihr das heute früh gesagt hätte, daß sie dazu fähig sei, den hätte sie ausgelacht.

Aber wie sie's auch bedachte, wie sie ihre Lage angriff —, alles übrige blieb verworren, unausführbar, ein Chaos von Kämpfen, Sorgen, Bitternissen. Dies einzige brachte Klarheit, Lösung aller Wirren. Und immer wieder kam sie zu ihm zurück.

Sie fand schon zu leben für sich und das Kind. Wer so lange auf eignen Füßen gestanden hat wie sie, dem ist nicht bange, wo er sein bißchen Brot findet. Die alten Bodensteine, das wußte sie, würden sie mit offenen Armen aufnehmen. Und wenn die einmal nicht mehr waren, so fand sich Rat.

Und Richard war dann frei. Seine Uebereilung, seine kurze, thörichte Ehe würde bald genug vergessen werden. Sein Leben, das jetzt so verpfuscht und verfahren vor ihm lag, würde vielleicht wieder eben und glatt und erfolgreich.

Dann dachte er ihrer freundlich, als einer Toten, die zur rechten Zeit Platz gemacht hatte. Er blieb ihr dankbar. Die schönen Jahre ihre Liebe blieben doch das Beste in seinem Leben! Und als sie das dachte, sich dazu durchgerungen hatte, da war's ihr, als müsse ihr das Herz brechen, als müsse sie laut hinausschreien. Und ob sie auch die beiden Häufte auf ihre Lippen preßte, ein lauter, röchelnder Wehelauf stieg ihr doch aus der Brust.

Richard ermunterte sich halb. Er murrte undeutlich etwas in den Bart. Dann warf er sich auf die andre Seite und schlief bald wieder. Aber es war ein unruhiges, traumreiches Schlafen. Sie hörte ihn seufzen und flüstern, und einmal stöhnte er tief und angstvoll, als presse ihm ein Alpdruck die Brust zusammen.

Da zündete sie leise die kleine Nachtlampe an. Sie schaute sich unsinnig nach seinem Anblick. Leise erhob sie sich, schlich auf bloßen Füßen zu seinem Bett und, das Lämpchen mit der Hand beschattend, stand sie zitternd vor ihm und trank jeden seiner Züge wie ein Verschmachtender in sich hinein.

„Sich kann es nicht! Sich kann es nicht!“ sagte sie tonlos vor sich hin. „So nicht! Nein! Das ist ja nicht menschenmöglich!“

Und dann sah sie die fahle Blässe seines Gesichts, die dunklen Brauen, wie im Schmerz zusammengezogen, das zerwühlte, tief in die Stirn hängende Haar. Was war aus diesem blühenden, lebensstrobenden Menschen geworden in den wenigen Monaten ihrer Ehe!

Und auf einmal wurde es ganz still in ihr. Jetzt war sie mit sich im reinen. Der große Entschluß war gereift, und mit ihm fühlte sie ihre Kräfte wachsen.

Nun gab es keinen Zweifel mehr in ihr, kein Schwanken, kein Zaudern. Sie würde es thun, so sicher, wie sie ihn liebte! Und leise fiel sie in die Kniee und berührte seine auf der Bettdecke liegende Hand mit ihren Lippen.

Dann warf sie noch einen Blick auf das ruhig schlummernde Kind. „Dich behalt' ich ja,“ flüsterte sie. „Das ist genug. Damit läßt sich's schon im Leben auskommen.“

Sie kroch ins Bett, löschte das Licht und zog die Decke über sich. Ihr war's nunnte, wie in der Nacht, nachdem ihr Vater nach schwerem Leiden gestorben war. Ihm ist nun wohl, hatte sie gedacht. Und ob es mir weh thut, was kommt's darauf an?

Die schweren Augen sanken ihr zu, ihre Gedanken verwirrten sich. Der Erlöser Schlaf stahl sich in ihre Seele.

Und auch am nächsten Tage war's ihr, als wenn ein lieber Toter im Haus stände.

Ein Schmerz, der ihr das Herz zertraß, der bei allem, was sie in die Hand nahm, bei jedem Gedanken an den Verlorenen neu hervorbrechen wollte. Und immer die Sehnsucht: Ach, wär' doch alles ein böser Traum! Könntest Du erwachen und alles wie sonst finden! Die Erinnerung an wonnige, warme Stunden, unausgenutzte, ohne Bewußtsein gelebte Stunden! O, was hätte sie ihm alles zuliebe thun wollen, wenn sie geahnt hätte, wie bald schon —

Und über allem das starre: Unabänderlich! Füge Dich! Trag's!

Als sie beim Morgenkaffee einander gegenüber saßen — die Lampe brannte, das Feuer knisterte im Ofen, aber es lag noch frostige Kühle im Zimmer — da kam ihr plötzlich der Gedanke: wer wird's ihm warm und behaglich machen, wenn Du fortgehst? Wer wird ihm seinen Kaffee einschenken, all die kleinen Handreichungen machen, an die er gewöhnt ist?

Es schien ihr unmöglich, daß sie diese kleinen Frauenpflichten nicht mehr erfüllte. Wenn sie als seine Magd hätte bei ihm bleiben können!

Eine solche Bewegung ging über ihr Gesicht, daß er sie erlautend ansah. „Was hast Du?“

Sie schüttelte den Kopf. „Nichts.“

Er vertiefte sich wieder in sein Buch.

Nein, das mußte denn auch noch sein. Er war ja doch so lange allein fertig geworden.

Und einer, der sich aus Lebensgefahr rettet, achtet der ein paar Schrunden, Schmerzen, gebrochene Glieder?

Sie sah ihn an mit hungrigen Augen.

Ihr schien er der höchste, vollkommenste, der einzige Mensch. Sein Gesicht, das viele unshön fanden, das dicke Haar über der breiten, niedrigen Stirn, die Leidenslinie, die sich von den Nasenflügeln zu den Mundwinkeln tiefgeerbt herabzog, jede seiner energischen, ruckweisen Bewegungen waren für sie untrennbare, teure Einzelheiten einer geliebten Persönlichkeit. Seine frauenzarten Hände, in denen doch so viel Charakterkraft und Geist steckte, hätte sie an ihre Brust drücken, mit Küssen bedecken mögen.

Und dann ging er. Sie hing ihm den Mantel um, brachte ihm den Hut; sie reichte ihm die Hand, die er flüchtig drückte. Und nun war sie allein.

Mit fieberhafter Hast ging sie ans Werk. Sie schrieb an Frau von Bodestein, daß sie in einigen Tagen käme mit dem Kinde, und einen Koffer mit Wäsche und Kleidungsstücken voraussenden werde.

Dies schien ihr das Richtige. Sie wollte nicht von vornherein bei den alten Freunden den Verdacht erwecken, daß sie verstoßen oder geflohen sei. Sie wußte, daß sie dort jederzeit ihren alten Platz einnehmen könne. Später war dann noch Zeit genug, alles zu erzählen.

Darauf begann sie einzupacken. Ihre bescheidene Kleidung und die des Kindes. Das für die Fahrt Nötige that sie in ein Handkofferchen, um alles bereit zu haben. Mit einem so jungen Kinde zu reisen, im Winter, war keine leichte Aufgabe.

Dann schrieb sie eine Karte an den Speibleur, der ihre Sachen herausbefördert hatte in den Neuf, daß am Nachmittag der Koffer abgeholt würde.

In der Eile hatte sie den Reis andrängen lassen. Richard, der ausgehungert nach Hause kam und heftig über die Speisen herfallen wollte, schob den Teller nach dem ersten Bissen von sich.

(Fortsetzung folgt.)

„Feuersnot.“

Ein heller Sonnenschein in der traurigen Dämmerung unserer Konzerte und Theatermusiken thut not; und daß wir vorgeitern (Dienstag) im Opernhaus einen solchen hatten, dafür sei dem Meister Richard Strauß Dank und Ehre gebracht. Seine Musik zu dem „Singedicht“ in einem Akt: „Feuersnot“ ist die Leistung eines, der so viel kann, wie lange keiner vor und neben ihm, und der etwas kann, das bisher kaum noch einer überhaupt getraut hat. Die Singdichtung selber, angeregt und wohl auch revidiert von dem Komponisten, im übrigen ein Werk des vielversuchenden Ernst von Wolzogen, giebt uns endlich einmal ein ordentliches Opernpoem, nicht ohne einiges Forcierte und weitaus nicht zur vollen Größe emporgerüst, doch ein individuell dichterisches Werk, das man nicht so leicht mit den üblichen Texten und Texten verwechseln wird.

Im ältesten München, am Sonntage, gerät die holz-sammelnde Kinderchar auch an das Haus eines geheimnisvollen Jünglings, Amrad der Ebner genannt. Wie er aus seinen Träumen heraus unter die Menge tritt und, ein neues Leben spürend, sein Haus den Holzsuchern überläßt, rühren sich sein Herz und das von Diemut, der Bürgermeisterstochter; er raubt ihr öffentlich einen Kuf. Rache: Diemut läßt ihn in einem Ziehlohbis nahe an sich hinauf-tommen und dann in der Mitte vor ihrem Hahnschmachten. Eine niederländische Sage, die dieser Dichtung, doch ohne das Willen jenes Festes, das Vorbild gegeben, berichtet nun, daß der Jüngling herab-geholt wird und sich zu einem Zauberer flüchtet. Der macht alles Licht in der Stadt verlöschen und giebt es erst wieder, als auf sein Geheiß die Jungfrau sich vor der Bürgerschaft ausgestellt hat und an einer aus ihrem Rücken schießenden Flamme die Lichter wieder anzünden läßt. Unsere Dichtung verzichtet auf die Wirkung und den Sinn dieses Ausganges, zog aber das epische Vorbild dramatisch strenger zusammen: Amrad verfinstert von dem Storb aus die Stadt, und erst Diemuts hingebende Liebe entzündet wieder die Lichter. Von dem Zauberer ist nur so viel geblieben, daß Amrad aus der Höhe herab erzählt, er habe die Zimernis herausgeschworen zur Strafe für das Vorgehen der Stadt gegen seinen Vorgänger Meister Reichhart — alias Richard Wagner, dessen Münchener Schicksale hier gemeint sind. Diemuts Stimmwandlung geschieht durch Amrads Sang, der in den Worten gipfelt:

„All Wärme quillt vom Weibe,
All Licht von Liebe flammt —
Aus heiß-jung-fränkischem Leibe
Einzig das Feuer auch neu erstammt.“

Soweit ist der Text wirklich dramatisch geworden. Den tiefen Zug einer ungewöhnlichen Demütigung hat er allerdings aufgegeben, wahrscheinlich nur aus technischen Trikot-Gründen; daß ein schon vorher zwischen Ja und Nein schwankendes Mädchen schließlich doch zugreift, ist nicht eben eine besondere Pointe. Und doch Amrad seine plastische Persönlichkeit, vielmehr nur ein Spremedium ist, sieht man ebenfalls bald. So ist die Dichtung dort am schwächsten, wo sie um der Hauptfache willen am stärksten sein sollte, und entschädigt uns dafür durch ihre Stärken in all dem, was drum und dran hängt.

So ist aber auch die Vertonung darauf hingewiesen, groß zu sein in dem ganzen Um und Auf und nicht eben so groß zu sein im innersten Kern. Einfache, elementare Sätze, die uns den jungen Zaubermeister als eine klare, großklugige Natur zeichnen, sind mir gerade noch zu konstatieren; die musikalische Zeichnung der Individualität Diemuts kommt über eine hübsche Romantik wenig hinaus; eine tiefpendende, innige Wärme quillt weder da noch dort hervor; und der entscheidende Wendepunkt des Ganzen: die Schlagkraft jener Verspottete Amrads, ist verhältnismäßig am mattesten geraten.

Und um diese Kerne des Ganzen herum ist eine Kompositionskunst entfaltet, so einzig, daß wir in der ganzen Geschichte der Musik nichts dem Ähnliches wissen: die Fähigkeit eines aufs höchste charakterisierenden scharfen Humors. Nicht der weiche warme Humor Haydns und anderer Älterer, sondern eine ganz eigene Kraft der satirischen, spöttischen, triumphierenden Lustigkeit! Was da der Komponist an Spottschönen und Enttäuschungsgefängen, an Ironisierungen biederer und unbiederer Philisterhaftigkeit leistet; wie er Münchener Wobierlieder in das Geinge der Lente hineinkontrapunktisiert; wie er die Redereien von Diemuts Gespielinnen vertont und dergleichen mehr: das ist so schlechterdings original und überreich, daß wir Straußens eigentliche Bedeutung ohne weiteres hier entdeckt hätten, wenn nicht schon in seinen bisherigen Werken all das eulenspiegelige Philisterschlachten sich als sein Eigenartigstes erwiesen hätte. Man vergleiche in dem Liebesduett die prächtigen Stellen, in denen Diemut spöttisch wird, mit den bis ans konventionelle freisenden Stellen

Ihres Entgegenkommens, und man wird die spezifische Stärke des Meisters erkannt haben. Daß das Kompositionstechnische Können Schritt für Schritt zu bewundern giebt, vor allem in dem Hören der Epik von der Finsternis, bedarf kaum noch einer Erwähnung. Und daß in all dem überwältigend interessanten Charakterisieren, kurz gesagt, das Herz leer ausgeht; daß der helle Sonnenschein, von dem wir sprachen, nach einem schwer vermeidbaren Vergleich leuchtet und glänzt, aber nicht wärmt: das ist wohl nach allem, was wir bisher von H. Strauß kennen, ebenfalls nichts Neues mehr.

Das Ende des gewöhnlichen Opernspiels wird vor solchen Meisterwerken noch harter als sonst. Das offene Orchester schlägt den Gesang, und sein helles Licht zerstört den Eindruck, den die Finsternis auf der Bühne machen soll. Der Zuschauerraum ist nicht unabhängig noch dunkel genug, um das Bühnenbild ganz abgeschlossen wirken zu lassen, und doch nicht hell genug, daß man sich das Eindringen in den Ueberreichtum des Wertes durch ein Witzlesen des Textes usw. erleichtern könnte. Und schließlich ist es ganz unmöglich, über ein solches Produkt nach ein maligem Hören sofort abschließend zu urteilen. Andererseits, in artistisch verständigeren Landen, steht die Generalprobe den Vertretern der Presse offen, oder es läßt sich mindestens das Interesse der Öffentlichkeit für die Forderung eines solchen Zutritts gewinnen. In Berlin scheint derlei vergeblich zu sein.

Die Aufführung war im ganzen würdig und im einzelnen so verschiedentlich, daß wir dabei lange verweilen könnten. Die Partiturrolle Kunrods war Herrn Berger anvertraut. An sorgfältiger Mühe und manchen schönen Ausgestaltungen fehlte es nicht; alles in allem reicht dieser Künstler doch nicht oder noch nicht an solche Schwierigkeiten heran, und jene Stelle von „All Wärme“ wurde unter seiner Behandlung erst recht nicht marant. Fräulein Deßin als Diennt und zahlreiche andre trugen mit an dem durch aufrichtigen Beifall belohnten Verdienst der Aufführung.

Ein anscheinend ganz neues Ballet von Saint-Saëns, „Favotte“, ließ den Abend füllen. Sobiel Strauß an Ungeüblichem, zumal im Springen von Harmonie zu Harmonie leistet, so viel leistet Saint-Saëns an Glatten und Bequemem. Der Gegensatz war in allem überraschend. Nicht als ob er durchaus zu Ungunsten der von uns schon öfter angezeichneten Kunst des Franzosen ausfiel; die Musik ist gehaltvoll und von einer uns daheim nicht eben ganz geläufigen Anmut und Reichhaltigkeit; doch für ein näheres Erläutern des Gegensatzes fehlen uns Raum und Zeit. — sz.

Kleines Feuilleton.

oy. Neuere Pyramidenforschungen. Unbekannt ist das geflügelte Wort, mit dem Napoleon vor der Schlacht bei den Pyramiden seine Truppen zum Kampf gegen die Reitercharren der Mameluken anfeuerte: „Von den Gipfeln dieser Pyramiden schauen vierzig Jahrhunderte auf Euch hernieder“. Diese respectable Ziffer langt noch nicht einmal; denn die großen Pyramiden von Gizeh, die Napoleon meinte, sind von Königen der vierten Dynastie erbaut: es sind die Grabstätten der Pharaonen Chufu, Chafra und Menktra, oder wie der Grieche Herodot sie nennt, Cheops, Chephen und Chiferinos, deren Lebenszeit die Ägyptologen in die erste Hälfte des dritten Jahrtausends vor Christo setzen. Aber noch viel weiter kann man die merkwürdigen Denkmäler eines Despotismus, der die Arbeitskraft seiner Unterthanen zur Herstellung gigantischer Grabmäler fronden lassen konnte, heute zurückverfolgen. Vor ungefähr zehn Jahren ist das Grab des Königs Menes entdeckt worden, des ersten Pharaonen von Ober- und Unterägypten (circa 4000—3500 v. Chr.). Es hält sich noch in bescheidenen Dimensionen und zeigt erst Ansätze zur charakteristischen Pyramidenform. Dagegen kommt der wirklichen Pyramide schon nahe das Grabmal des dritten Dynastie angehörenden Pharaos Joser; die Stufenpyramide von Sakkarah. Die älteste Pyramide im gewöhnlichen Sinne des Wortes stammt von dem König Snofru (gegen 3000 v. Chr.). Die systematische Erforschung der Pyramiden hat reiches Material für die politische und Kulturgeschichte des Nillandes ergeben. Eine Gattung von Bauten, die bei allen Pyramiden zum Vorkommt, war bisher fast gänzlich vernachlässigt worden: die Opferstätten der Pyramiden, die zugehörigen und benachbarten Tempel. Davon wußte man bisher nur wenig. Diese Lücke hat nun die deutsche Orientgesellschaft auszufüllen gestrebt, indem sie auf dem Boden des alten Busris (heute Abussir bei Kairo) Ausgrabungen vornehmen ließ, die dem Tempel einer der dortigen Pyramiden galten. Einer der Leiter dieser von vollem Erfolg gekrönten Thätigkeit, Dr. L. Borchardt, führte am Dienstagabend in der Singaladenie die wertvollen Resultate der deutschen Ausgrabungen bei Abussir in Wort und Bild vor. Der Tempel ließ sich, nachdem seine Trümmer von allen Auflagerungen befreit waren, mit völliger Sicherheit rekonstruieren. Ueber eine große Rampe kam man in einen Hof, der auf beiden Seiten von Magazinen eingefast war, von da in einen mächtigen Säulenhof. Jede einzelne von den sechzehn Granitsäulen stellte ein Papyrusbündel dar, wie es aus dem Wasser hervorwächst. Das darauf lagernde Dach war in der Mitte offen, so daß es in den Tempel hineinregnen konnte: das Wasser sammelte sich in einem Bassin, das einen Abfluß ins Freie hatte. Von dem Säulenhof aus führte ein enger Gang ins Allerheiligste.

Von den architektonischen Funden in den Tempelruinen ist außer Säulentrümmern und Reliefs besonders ein vortrefflich ausgeführtes, aber unvollendeter Köstlichkeit bemerkenswert, der Manneshöhe hat. Außer dem eigentlichen Tempel wurde auch ein ausgedehntes Grabfeld in den Kreis der Ausgrabungstätigkeit einbezogen, das teils direkt vom Tempel gehört, teils in seiner Nachbarschaft liegt. Dabei wurden Funde gemacht, die noch wertvoller sind, als die im Tempel selbst und gleich letzteren in den Besitz des Berliner Museums übergegangen sind. Vollständig erhaltene Särge mit Mumien aus allen Perioden des ägyptischen Altertums, vom alten Reich bis zur griechischen Zeit, wurden ans Tageslicht gefördert. Ein Mumiensarg, das einem der Toten aus hellenischer Zeit mitgegeben war und von dem Vortragenden zum Teil vergrößert als Lichtbild vorgeführt wurde, stellt zweifellos die wertvollste Ausbeute der ganzen Ausgrabungscampagne dar. Es enthält nämlich Dichtungen des griechischen Lyrikers und Komponisten Timotheos von Milet (gestorben 357 v. Chr.), der die zwölfstimmige Kithara erkunden hat: von seinen poetischen Werken war bisher nichts vorhanden. Das ist beklammlich nicht die erste Bereicherung unseres Besitzes an literarischen Erzeugnissen des klassischen Altertums, die wir ägyptischen Gräbern verdanken. Aristoteles' Schrift über die Staatsverfassung der Athener ist bei solchen Ausgrabungen entdeckt worden, weiter Pamiamben des Herondas und Gedichte von Bacchylides, und nun ist das Timotheusmumiensarg hinzugekommen. Wer weiß, was in Zukunft uns noch an unwiederbringlich verloren geglaubten Geistesdenkmälern des klassischen Altertums aus den Grabfeldern des Pharaonenlandes wiedergegeben werden wird. Dem Timotheusmumiensarg von Abussir werden hoffentlich noch weitere folgen. —

Theater.

Berliner Theater. „Ruhmlose Helden“. Vier dramatische Balladen mit einem Vorspiel von Paul Bussion, inszeniert von Alfred Haln. — Es war ein schlimmer Abend. Das stolze Wort: Ruhmlose Helden weist ins Unbegrenzte hinaus. Daß es ihrer Unzählige sind, die den Kampf für Recht, für Wahrheit und Freiheit, die für das, was ihrer Seele als das Menschlich-Gute saßen, Glück und Leben geopfert, das eben giebt dem Gedanten seine triumphierende Größe, seine Kraft und Erhabenheit. Die Dichtung, die ihn feiern will, muß von dem Gefühl dieses Grenzenlosen ganz erfüllt sein, sie muß zum Hymnus werden, der an keinerlei Schranke gebunden über Völker und Zeiten frei dahin schwebt. Ruhmlose Helden — und dann ein Einakterzyklus hinterdrein, in dem bestenfalls vier oder fünf dergleichen Helden auftreten können, das nimmt sich an der Größe der Idee gemessen, von vorherein absurd aus. Der Titel ist geschmacklos. Leider aber bei Herrn Bussion der Titel nicht allein. Schon das allegorische Vorspiel, in dem der Dichter den Tod, den Traum, die Unterwelt herbei bemüht, verstimmt durch eine feierliche Hervorrenheit. Der Zusammenhang zwischen dem anspruchsvollen Prolog und dem, was folgt, ist schlechterdings ganz äußerlich. Zwischen den vier Stücken aber — die weder dramatisch noch balladenhaft mit dem neuen Namen „Dramatische Balladen“ getauft sind — existiert überhaupt keine Spur einer inneren Beziehung. Ganz wahllos sind ein paar Opferhandlungen ohne Gliederung und ohne Steigerung neben einander hingestellt. Am ehesten erzielte noch das erste Bild „Leben im Leben“ einige Wirkung. Vor den Traumen Muley Bey (Herr Pittschau gab ihn ausgezeichnet), werden zwei rebellische Scheiks, Blutsfreunde, gefangen hingeschleppt. Einen will er töten, der andre mag unbehellig zu seinem Stamm zurückkehren. Das Los soll zwischen ihnen entscheiden. Der Ältere dem Muley Bey, arglistig prüfend, zulüflet, wie die Loje verteilt sind, greift, um den Freund zu retten, nach dem Todeslos. Man denkt an Schillers „Bürgschaft“, aber wie unendlich überzeugender ist da der Opfermuth. Dort fühlte man eine innere Notwendigkeit, hier nicht. Daß Hassan seine Kenntnis nicht beugen darf, ist klar, aber warum verschweigt er dem Freunde, was er weiß, oder warum läßt er jenem nicht den Vortritt bei der Wahl. Die Uebergangselung des Opfermuths, in der sich Bussion hier wie auch später gefällt, stärkt nicht, sondern sie schwächt naturgemäß den Eindruck. Immerhin, diese Scenen hatten doch einen Zusammenhang, sie wirkten nicht direkt peinlich in ihrer Unnatur, waren nicht so von allem Sinn für das Bühnennützliche verlassen wie die andern Stücke: wie „Die Flüchtlinge“, wo ein russisches Mädchen um ihre nihilistischen Genossen zu retten, einen elchastigen alten Lüstling beschwört, mit falschen Pfaffen auszubekken und sich, als dieser dann den Lohn seiner That begehrt, flugs den Dolch ins Herz stößt; wie „Coeurdame“, wo ein unendlich treuer Liebhaber in ein Uhrgehäuse hineinkriecht und hier verborgen, von dem angetrunkenen kanibalischen Gemahl ergriffen wird, ohne mit einem Laut sich zu verraten, oder gar wie die letzte blutdürstig patriotische Scene aus den Freiheitskriegen. Der Schulmeister, der sich zum Schein als Franzosenfreund aufspielt und den das ganze Dorf deshalb verachtet, hat den feindlichen Heerhaufen in einen Engpaß gelockt. Von vorn und hinten rücken die Freischärler an. Der Kapitän aber, — man sollte meinen, er hätte unter solchen Umständen wirklich andres zu thun — läßt sich in ein ausführliches Gespräch mit dem falschen Führer ein. Er soll einen Weg weisen, auf dem die Truppe entkommen kann. Sonst muß er sterben, sterben durch die französischen Vajonette, und zugleich wird sein Name, da kein Zeuge seines verschlagenen Planes lebt, mit der Schmach des Landesverrätters behaftet bleiben. Auch, das ist das Sonderbarste, durch

Nahrung sucht man ihm beizukommen. Er möge an die Mütter und Frauen denken, die um die Gefallenen trauern werden. Alles umsonst. Der Schulmeister bleibt seiner Mäherrolle treu und wird als letzter der ruhmlosen Heiden zum Tode hinter die Coulissen abgeführt, der Kapitän sagt: „Selbstm.“ Und da der Feind inzwischen angegriffen ist, hebt, wie der Vorhang eben fallen will, ein furchtbares Gewehrgeknatter an. Das Publikum blieb ungerührt und eiste, schnell heranzukommen. Nach den beiden Zwischendramen hatte der obligate Premierenbeifall sogar mit starkem Zischen zu kämpfen. —
—dt.

Kunst.

ok. Ueber ein wiedergewonnenes griechisches Meisterwerk, das dem Meeresgrunde entrissen worden ist, wird einem englischen Blatte aus Athen berichtet: Die auf dem Meeresgrunde in der Nähe der Insel Anti-Cythera, südlich vom Kap Matapan gefundene Bronzeplastik des Hermes ist jetzt von M. André, dem belannten französischen Sachverständigen, zusammengesetzt worden. André hat seine schwierige Arbeit so vorzüglich ausgeführt, daß man schwer daran glauben kann, daß die Statue aus zahlreichen Bruchstücken rekonstruiert ist. Der Hermes, der etwas über Lebensgröße ist, gehört zu den schönsten griechischen Kunstwerken; er ist der einzige, der mit dem 1877 in Olympia gefundenen berühmten Hermes des Praxiteles rivalisieren kann. Abgesehen von seiner seltenen Schönheit hat dieses Bildwerk dadurch einen besonderen Wert, daß es das einzige vorhandene Beispiel einer zweifellos originalen Bronzeplastik aus dem vierten Jahrhundert vor Christo ist. Es wurden noch viele andre Bronzen und Marmorbildwerke von verschiedenem Wert an derselben Stelle gefunden und von Tauchern an die Oberfläche gebracht. Die Bronzen haben zum größten Teil der Thätigkeit des Wassers und der Zerstörung durch Schwefelwasserstoff widerstanden und sind sehr gut erhalten; aber die zahlreichen Marmorstatuen sind mit einer Ausnahme so zerfressen, daß sie für das Auge abstoßend wirken und keinen Wert mehr haben. Man hat auch Ueberreste des Schiffes gefunden, in dem diese Ladung von Kunstschätzen transportiert wurde und das bei den stürmischen Seen, die die südlichen Küsten Griechenlands heimsuchen, Schiffbruch erlitt. Die kostbare Schiffsladung war sicherlich die Beute eines römischen Eroberers zur Ausschmückung seines italienischen Hauses; man glaubt allgemein, daß sie Sulla gehörte. —

Völkerkunde.

— Kastengeist in Indien. Bei einer Hochzeitspartie auf der Insel Ceylon kam es zu einem eigenartigen Abenteuer, das ein scharfes Schlaglicht auf die noch immer streng festgehaltenen Kastenvorurteile wirft. Ein Mann der Himalastaste heiratete im Juni dieses Jahres seinen Sohn mit einem Mädchen der gleichen Kaste aus Wolvalana bei Negombo. Als der Bräutigam und die Braut in einem Aufzuge, an dem sich etwa 100 Mitglieder ihrer Kaste beteiligten und der aus 17 Karren, die schön geschmückt waren, ein Dorf, Wallanagoda, den Hauptort der Salagamakaste, die etwas höher steht als die Hinna, passieren wollte, entstand ein Aufstand. Die Hinna wuschen für die Salagamas; als sie nun, angethan mit prächtigen Kleidern, mit Kämmen im Haar und Sandalen an den Füßen, herantamen, ärgerte das die Salagamas, zumal sie unter den Klängen eines aus einer Geige und einigen Trommeln bestehenden Orchesters herannahen. Es sammelte sich eine Anzahl von etwa 200 Salagamas und besetzten eine Brücke, über die der Hochzeitszug sich bewegen mußte. Sie gaben den Weg nicht frei und stellten hierfür die Bedingung, daß die Hinna erst ihre schönen Kleider, ihre Kämmen und Sandalen ablegen und ihre Kapelle schweigen lassen sollten; sie sollten still vorüberziehen, wie es einer untergeordneten Kaste gezieme. Die Hinna aber waren der Meinung, daß englischer Besitz freies Land sei, und weigerten sich, nachzugeben. Sie hielten ihre 17 Karren an und warteten auf bessere Zeiten, da sie es auf einen handgreiflichen Konflikt nicht ankommen lassen wollten. Sie suchten nach dem Vorfältesten, dieser aber ließ sich längere Zeit hindurch nicht sehen, so daß die Hinna an der Seite der Landstraße ihre Karren auffuhren, in denen sie übernachteten. Aber auch am folgenden und am übernächsten Tage hatten sie nicht mehr Glück. Endlich am vierten Tage erschien die Obrigkeit und öffnete dem Hochzeitszug einen Weg. Mit der Verpflegung der Hochzeitsgäste scheint es nicht besonders gut gestanden zu haben, sie waren auf die wenigen „Erfrischungen“ angewiesen, die sie sich mitgenommen hatten, und auf zwei Flaschen Palmwein. Gleichwohl setzte sich der Zug unter lautem Gesang der ihn begleitenden Damen und klingendem Spiel der Musikbände fröhlich in Bewegung. Inbessen war in dem Hause des Bräutigams ein großes Festmahl gerichtet gewesen, das nun vier Tage auf seine Verteilung warten mußte. —

Technisches.

— Schmiedefeuere ohne Rauch. In Amerika ist neuerdings von einer großen Firma in Buffalo ein System der Schmiedessen in Anwendung gebracht worden, das besondere Beachtung verdient. Die Einrichtung besteht aus einem ganz geschlossenen Kasten mit einer Vertiefung für das Kohlenfeuer gewöhnlicher Art. Der Ventilator bläst aber nicht Luft von unten nach oben, sondern saugt die Luft durch die Düse von oben nach unten und befördert sie dann in den Kamin. Auf diese Weise erhält man allerdings keine

Stichflamme wie sonst bei den gebräuchlichen Sämbefeuern, aber die Gesamtwirkung in Bezug auf schnelle Verbrennung durch gesteigerten Zug ist dieselbe, besonders wenn der Zug ein genügend kräftiger ist. Die Vorteile dieser Konstruktion liegen auf der Hand. Der Raum wird nicht durch Rauch erfüllt. Es besteht die Möglichkeit, die Esse an einer genügend hellen Stelle des Raums unterzubringen, besonders da eine Beschattung durch den Rauchfang ausgeschlossen ist. Ohne Zweifel dürfte sich die Neuerung auch für Lötfeuer gut eignen, besonders da gerade der Befall der Stichflamme für das Löten durchaus günstig ist und so eine ungleichmäßige Erhitzung der Teile vermieden wird. Von diesem Gesichtspunkt aus ist die Neuerung für Automobil- und Fahrradfabrikanten von besonderer Wichtigkeit. —
(„Technische Rundschau.“)

Humoristisches.

— Eine kalte Mamjell. Er: „Ach lassen Sie mich mein glühendes Herz zu Ihren Füßen niederlegen!“
Sie: „Bitte sehr, meine Füße sind so wie so immer eiskalt!“ —
— Ein Grobian. „Ach, Walter, wie entzündend ist es doch, so ferne vom Alltagsgetriebe in dieser herrlichen Gegend zu segeln. Ihre Sprache ist zu arm, um solchen Gefühlen Ausdruck zu geben! Kommen wir wollen es durch Küsse thun!“
„Ne, da kriegt man so 'ne pappige Schnauze von!“ —
— Im Luftkurort. Fremder (auf dem Bahnhof): „Warum reißt denn die Leute, welche da zum Coups hinausgehen, alle den Mund so auf?“
Schaffner: „Ja, wissen Sie, das sind die Kurgäste, welche abfahren — die schnappen zum letztenmal Luft!“ —
(„Lustige Blätter.“)

Notizen.

— Der Dauernfeld-Preis (2000 Kronen) ist diesmal Gustav Frenssen für seinen Roman „Jörn Uhl“ verliehen worden. Außerdem sollen Stephan Milow, Victor Leon, Richard Nordmann und J. J. David mit Ehrengaben bedacht werden. —
— Monatshefte für Lithographie und das gesamte graphische Kunstgewerbe. Berlin, Verlag von Bruno Gehring. Heft 1. Preis 2 M. — Diese neugegründete Zeitschrift verfolgt den Zweck, die Lithographie als Kunstgewerbe auf eine höhere Stufe zu heben und künstlerisches Empfinden und Geschmack unter den Lithographen und verwandten Gewerben zu verbreiten. Sie sucht dieses Ziel in erster Linie durch Darbietung origineller Zeichnungen, wie sie im geschäftlichen Betriebe hauptsächlich vorkommen, zu erreichen, daneben aber auch durch Schrift und Bild die ästhetischen Grundsätze einzuprägen und Interesse für die Kunst im allgemeinen zu wecken. Jedes Heft enthält vier bis fünf Tafeln mit Vorlagen, die den Abonnenten zur freien Verfügung stehen, sowie 1—2 Bogen Text. Herausgeber und technischer Leiter ist der Kunstmaler A. Knab in Berlin. —
— Im Dresdener Hoftheater findet das geplante Gastspiel der Sarah Bernhardt wegen ihrer hohen Geldforderung nicht statt. Aus demselben Grunde wird es auch in Leipzig nichts. —
— „Die Röhre“, ein Schauspiel von Anton Tschekow, erlebt am Sonnabend im Breslauer Lobe-Theater seine erste deutsche Aufführung. Auch Strindbergs „Varia“ geht an diesem Tage zum erstenmal auf einer deutschen Bühne daselbst in Szene. —
— Die Berliner Sezession eröffnet am 18. November ihre 6. Ausstellung, die besonders die zeichnenden Künste berückichtigen wird. Außer Pastellen, Aquarellen, Zeichnungen und Werken der vielfältigsten Kunst werden auch Skulpturen ausgestellt werden. —
— Aus der Waffensammlung des Wiener kunsthistorischen Museums ist das Schwert Stephan Hadingers, des Führers im oberösterreichischen Dauernkrieg (1620—1627) gestohlen worden. —
— Um die Wanderung der Fische in der Nordsee zu erforschen, haben die Leiter der Biologischen Anstalt auf Helgoland eine große Anzahl lebender Fische, größtenteils Schollen, mit einem Abzeichen versehen und in der Umgegend von Helgoland und an andren Stellen der Nordsee wieder ausgesetzt. Die Marke ist aus Aluminium, mit dem Zeichen H 02 und einer laufenden Nummer versehen. Sie ist an den Fischen so befestigt, daß ein Ring nahe der Schwanzflosse durch den Rücken gezogen ist. —
— Ein Riesenanker wird gegenwärtig in den Werkstätten des Arsenal von Charleston (Nordamerika) geschmiedet; er wiegt etwas mehr als acht Tonnen oder 160 Centner und kostet nahezu 8000 M. Seine Gesamtlänge beträgt 4,53 Meter und seine Breite von Spitze zu Spitze 2,90 Meter. Die Kette, welche ihn zu tragen bestimmt ist, wird reichlich 500 Meter, also ein halbes Kilometer lang sein. —